

Schach auf Leben und Tod.

Eine Reisebekanntschaft. Von Marie Walter.

Während einer Badekur in Amissingen lernte ich einen Russen kennen, der trotz seiner sechzig Jahre noch den Eindruck eines hünenhaften Weiden machte.

Eines Tages trafen wir uns in einem Cafe, wo zwei Herren Schach spielten. Dieser Anblick übte eine sonderbare Wirkung auf meinen russischen Freund aus.

„Spielen Sie Schach?“ fragte ich, mich im Stillen über sein Benehmen wundernd.

Er nickte stumm, schloß sekundenlang die Augen und sagte dann in gedämpfterm Ton: „Dieses Spiel erinnert mich immer an eines meiner schrecklichen Erlebnisse, an das ich bis heute nur mit Schauern zu denken vermag.“

„Wollen Sie es mir nicht erzählen?“ bat ich.

„Es ist eine gruselige Geschichte“, entgegnete er, „wenn Sie's aber hören mögen, will ich's Ihnen erzählen.“

Er ründete sich eine frische Zigarette an, ließ sich eine Tasse starken Kaffee bringen und begann:

Während des russisch-türkischen Krieges — im Jahre 1876 — wurde ich in geheimer Mission als Rundschlichter nach Stambul geschickt.

Da ich mich dort mehrere Tage aufhalten mußte, so gab ich mich der Sicherheit halber für einen syrischen Derwisch aus.

Eines Nachmittags — die Sonne fandte glühende Strahlen herab — suchte ich mich an der Soliman-Moschee ein schattiges Plätzchen zum Ausruhen an nächster Nähe der Moschee.

Als ich an ihnen vorbeiging, stolperte aus einer derselben ein europäisch gekleideter Mann heraus. Er kollidierte dabei so heftig mit einem albanesischen Soldaten, daß letzterer ziemlich ungsenst zu Boden fiel.

„Warum führen Sie mich hierher?“ fragte er in ernüchtertem Ton. „Um der uns drohenden Gefahr zu entrienen“, gab ich kurz zurück.

Der Fremde lachte sorglos auf. „Nur vor einem lumpigen Paschibozouit brauchst man doch nicht davonlaufen! Sie sind zu ängstlich. Aber — Sie haben mir das Leben gerettet und dafür danke ich Ihnen.“

Mein Name ist Jean Beaulieu. Ich bin Reporter eines Pariser Blattes und wollte die türkischen Opiumhöhlen aus eigener Anschauung kennen lernen. Und Sie, mein Herr? Wer sind Sie? Nebenfalls weder Türle noch Derwisch.“

Ich zögerte mit der Antwort. Sein offenes, ehrliches Gesicht veranlaßte mich jedoch, ihn rückhaltlos über meinen derzeitigen Beruf aufzuklären.

Er piffte leise vor sich hin. „Hui! Eine tüchtige Mission!“ äußerte er. „Wissen Sie, was es für Sie bedeutet, wenn Sie entdeckt werden?“

Ich nickte. „Ja, das weiß ich, und eben deshalb möchte ich Ihnen raten, sich nicht in meiner Gesellschaft zu zeigen. Es könnte Sie in schlimme Ungelegenheiten bringen. Wir wollen uns lieber hier trennen.“

Doch davon wollte er nichts hören, und da wir uns jetzt verhältnismäßig sicher fühlten, so setzten wir unsern Weg gemeinsam fort. Nach einigen Minuten gelangten wir an ein ausgedehntes Grundstück, auf dem sich ein weitläufiger Palast erhob.

Neugierig lugte mein Gefährte über die eisenbeschlagenen Mauern. „Welch ein herrlicher Garten!“ rief er mir zu. „Wie angenehm kühl muß es da sein! Ah, und am Springbrunnen sieht eine reizende Türkin ohne Schleier. Die will ich knipsen — habe eine Camera bei mir.“

„Lassen Sie das!“ warnte ich ihn. „Ach, Late gebt, daß hier der Pascha Ahmed Hiyaz wohnt, der wegen seiner Grausamkeit berüchtigt ist. Machen Sie also keine Thorheit!“

„Erk mich ich kein hübsches Weibchen fotografieren“, beharrte der Franzose lachend. „Es ist zwar, als wie wenn ein Schultnabe Äpfel stiehlt, aber das reizt mich gerade. Helfen Sie mir mal dabei!“

Ich ließ mich wirklich überreden. Mit großer Gewandtheit schwang er sich auf meine Schultern und stand eben im Begriff, die Camera zu richten, als wir Schritte hinter uns vernahmen und gleich darauf den albanesischen Soldaten mit einigen Palastwächtern gewahrten. Der rasch-

süchtige Paschibozouit war uns heimlich gefolgt, hatte Beaulieu auf der Mauer gesehen und ihn eiligst angezeigt.

Wir wurden verhaftet und durchsucht, und da man bei mir Papiere fand, die mich verriethen, so mußten wir uns auf das Schlimmste gefaßt machen.

Bis zum Abend hielt man uns in einem engen Raum gefangen, dann kam ein nubischer Diener, der die seltsame Frage an uns richtete, ob wir verstanden, Schach zu spielen. Wir bejahten beide, und so führte er uns in das Gemach des Paschas, der auf einem niederen Divan saß.

Vor ihm stand ein Tischchen mit einem Schachbrett, auf dem die Figuren, aus weißem und schwarzem Elfenbein geschnitten, aufgestellt waren.

„Ihr spielt Schach?“ wandte sich der Türle zu Beaulieu.

„Ja“, erwiderte dieser mit fester Stimme. Er schien all' seine Leichtsinnigkeit verloren zu haben, denn sein Gesicht war blaß und tiefersinnig.

„Gut“, sagte Hiyaz, „Ihr werdet jetzt um Euer Leben spielen. Und nachher auch Euer Freund. Wenn Ihr mich schlägt — was Euch aber nicht leicht gelingen dürfte —, so verspreche ich Euch die Freiheit. Im anderen Falle droht sofortiger Tod. Lacht uns beginnen!“

Schweigend nahm Beaulieu ihm gegenüber Platz, und auf einen Wink seines Gebieters stellte sich ein riesenhafter Nubier mit gezümmtem Schwert neben ihn. Mich überließ es eiskalt, als ich die haarstarr geschliffene Klinge im Licht der Lampen blinken sah. Das Spiel begann.

Ahmed Hiyaz, der ein lebensgefährlicher Schachspieler war, besaß eine so große Fertigkeit in diesem Spiel, daß er nur selten einen ebenbürtigen Gegner fand. Trotzdem begte ich wenig Beforgnis für meinen Gefährten, der mir erzählt hatte, daß er wiederholt bei Schachturnieren als Sieger hervorgegangen war. Ich selbst besaß keine besondere Übung; mein Leben erschien mir daher bedrohlicher als das meines Leidensgenossen.

Hiyaz wurde bald verdrießlich, denn Beaulieu spielte ihm scharf zu und trieb ihn immer mehr in die Enge. Plötzlich drückte der Türle auf eine silberne Klingel. Augenblicklich erschien eine bildschöne Griechin, die uns in goldenen Tassen Mokka servierte. Dann begann das Spiel von Neuem.

Der Pascha war im Nachtheil. Er beugte sich tief über das Schachbrett, nur mühsam seine Wuth verbergend, indeß Beaulieu eine zuverlässige Miene zur Schau trug. Der Sieg schien ihm ja gewiß. Plötzlich rief der Pascha: „Schach!“

Die Augen des Nubiens funkelten erwartungsvoll und fester umflammerte seine schwarze Faust den blindenden Yatagan.

Wir schlug das Herz zum Herspringen. Hastig überblickte ich das Brett. Ahmed Hiyaz schien doch das Spiel zu verlieren — in höchstens vier Zügen mußte Beaulieu ihn besiegen haben.

Plötzlich bemerkte ich, wie der Pascha dem Nubier mit den Augen winkte und eine kaum merkliche Handbewegung machte.

Das beunruhigte mich. Ich hatte wiederholt von dem türkischen, grausamen Charakter des Türken erzählt hören und so befürchtete ich auch jetzt eine verrätherische That von seiner Seite.

Schon stand ich im Begriff meinen Gefährten zu warnen, als Ahmed Hiyaz abermals triumphierend ausrief: „Schach!“

Beaulieu schüttelte den Kopf — er war seines Sieges vollkommen sicher —, doch im selben Moment faßte die Klinge des Nubiens durch die Luft. Schauernd schloß ich die Augen. Gerechter Himmel! Es gibt Dinge, die man bis an sein Lebensende nicht vergißt!“

Der Russe machte eine Pause, stärkte sich mit einem Schluck Kaffee und fuhr dann fort:

Der arme Beaulieu, der auf so schreckliche Weise seinen Tod fand, wurde sicher vermisst und gesucht, allein außer mir hat wohl niemand sein trauriges Schicksal erfahren.

Für diesen Abend schien der heimtückische Pascha die Lust am Weiterspielen verloren zu haben, denn er besaß, mich in mein Gefängnis zurückzuführen. Noch unter dem Eindruck seiner grausigen That stehend machte ich einen Fluchtversuch, der jedoch mißlang.

Am nächsten Tag nach Sonnenuntergang mußte ich wieder vor dem Tiger in Menschengestalt erscheinen. Alles war wie am vorhergehenden Abend. Die Lampen brannten, der Pascha saß auf dem Divan, ich ihm gegenüber vor dem Schachbrett und neben mir stand der unbemerkliche Nubier mit seinem Yatagan, an dem noch das Blut meines armen Gefährten klebte.

Das Spiel begann — ein Spiel auf Leben und Tod.

Anfangs hatte ich die größte Mühe, meine Erregung niederzukämpfen, aber nachdem ich einige Vortheile errungen hatte — ich nahm meinem

Gegner einen Läufer und mehrere Bauern —, wurde ich ruhiger. Nach einer Weile jedoch verlor ich einen Thurm, und nun trieb mich der Pascha Zug um Zug in die Enge. Bald merkte ich, daß er mir im Spiel weit überlegen war und mir anfangs nur nachgegeben hatte, um sich dann bestimmter an meiner Niederlage zu reizen.

Länger und länger zögerte ich, bevor ich meine Figuren schob. Der Pascha ließ mich ruhig gemähren. Mit dem grausamen Behagen einer Raube, die mit der gefangenen Maus spielt, lehnte er sich in die Rückenlehne, gemächlich seine Nargilepfeife rauchend. Dann klingelte er wie am Abend zuvor, und wieder erschien die schöne Griechin, aber diesmal bot sie uns Wein an.

Ich trank voll Gier, bedurfte ich doch eines Stärkungsmittels, um die martervolle Spannung auszuhalten. Der Nubier, der so unbemerklich mit dem Damoklesschwert an meiner Seite stand, machte mich entsetzlich nervös. Es war eine grauenhafte Tortur!

Wir spielten weiter. Wieder und wieder bot mir der Türle Schach, und jedesmal sah ich, wie der Schwarze neben mir seinen Yatagan einige Zoll höher hob. Die Schweißperlen traten mir auf die Stirn, meine Hände zitterten, ich war kaum noch Herr meiner Sinne. Das Schicksal des unglücklichen Franzosen stand mir lebendig vor der Seele — zweifellos erwartete mich ein gleiches Geschick.

Und dann durchquerte mich jählings der Gedanke: warum mich willenlos abflachten lassen, ohne wenigstens um mein Leben gekämpft zu haben?

Auf der linken Seite war ein drittes Fenster. Es stand offen, aber es befand sich anwazia Fuß hoch über dem Erdboden. Um es zu erreichen, mußte ich an dem schwarzen Stabden vorbeiziehen. Ich nahm einen Faustschlag niederzutreten, war unmöglich, weil ich sah, während er stand. Es blieb mir nur das eine Mittel: seine Beine zu umklammern und ihn mit einem heftigen Ruck zu Fall zu bringen.

Noch zögerte ich. Der Stab war ein Riesengestalt — ihn umzuwerfen, erforderte mehr als aerobnische Kraft. Der Pascha hatte sich über das Schachbrett gebeugt, mit hämischer Schadenfreude den Zug überlegend, der mein Todesurtheil bedeuten sollte.

Keine Minute länger durfte ich warten. Blühschnell wandte ich mich dem Nubier zu, umklammerte seine nackten Beine, spannte meine ganze Muskelkraft an und riß ihn um. Wie ein Stück Holz fiel er drohnend zu Boden. Ich mußte über seinen Körper steigen, um ans Fenster zu gelangen und damit verlor ich eine kostbare Sekunde.

Der Pascha war aufgesprungen. Mit lautem Wuthschrei stürzte er sich auf mich, doch schon hatte ich den Yatagan des Nubiens ergriffen, und mehr von dem Gedanken beherrscht, den Tod des armen Beaulieu zu rächen als mich zu schützen, versetzte ich dem Türken einen so wuchtigen Hieb über den Kopf, daß er lautlos niedersank.

Schon stürzte die Dienerschaft, durch das dumpfe Aufschlagen des fallenden Körpers aufgeschreckt, ins Zimmer, doch ich hatte mich bereits zum Fenster hinausgeschwungen.

Nur den Umstand, daß ich beim Herabspringen in einen Kirschaum fiel, dankte ich mein Leben. Unversehrt glitt ich zur Erde, eilte durch den Garten bis zur Mauer, die ich mit Leichtfertigkeit überkletterte, und lief dann, so rasch ich konnte, der Stadt zu.

Am Dunkel der Nacht gelang es mir, Stambul zu erreichen. Ich verwandelte mich nun in einen alten Bettler, und in dieser Verkleidung konnte ich unbehelligt meine Mission zu Ende führen.

Seit jener Zeit aber kann ich kein Schachspiel mehr sehen, ohne in eine gewisse Erregung zu geraten, erinnere ich mich doch immer an die entsetzliche Stunde, in der ich gezwungen wurde, mit Schachfiguren um mein Leben zu spielen.

Bekannt. Bettler: „Vor etwa einem Jahre schenkten Sie mir eine alte Weste, in der ich nachher einen Hundertmarktschein fand.“ Dame: „Himmel, und Sie bringen mir wirklich jetzt das Geld zurück!“ Bettler: „Ne, ich wollte nur fragen, ob Sie wieder eine Weste für mich haben!“

Mutter (deren etwas minderwerthiger Sohn in die Fremde geschickt wurde, zur Nachbarin): „Es ist wirklich gut, daß ich ihn'n bisserl hinausgeschickt habe, jetzt ist er erst vier Tage fort und er weiß schon, wie man um Geld dephschitt!“

Wählerisch. „Also du magst Hermann nicht?“ „Nein, er scheint mir zu nichts fähig zu sein!“ „Na, dann nimm doch den Gustav.“ „Ach, den erst recht nicht! — Der scheint mir zu allem fähig zu sein!“

Verloren. Bäuerin (zum Arzt, der ihrem Mann einen Eisbeutel auf den Kopf legt): „Meinen S' net, Herr Doktor, daß de Käl'n sei'm Verstand schadt?“

Menschen, die verschwinden.

Die Zahl der Menschen, welche verschwinden spurlos aus der Welt gehen, ist viel größer, als man wohl anzunehmen geneigt sein möchte. Man hat berechnet, daß in dem Britischen Reich, einschließlich der Kolonien, im Jahre durchschnittlich nicht weniger als 10,000 Männer und Frauen verschwinden, ohne eine Spur von sich zu hinterlassen.

Die Anlässe dieser Schicksale und die Formen, in denen sie sich abspielen, sind natürlich ungleich verschieden. So hatte der erste Gatte der bekannten Sängerin Nordica dasselbe Schicksal wie Andree: er stieg in einem Luftballon auf und wurde nie mehr gesehen. Der Sohn eines der Mitinhaber des weltberühmten Verlagshauses Macmillan trat 1889 eine Ferienreise nach Griechenland an — und das Thor des Schicksals schloß sich hinter ihm. Am 16. Januar 1892 unternahm der Leiter einer Schule in der Nachbarschaft von Liverpool in Gemeinschaft mit seiner Frau und seinen beiden Kindern eine Fahrt nach Liverpool. Auf der Station verließ er seine Angehörigen, um einem Fußballkampfe bei Dierdenbeid beizuwohnen. Er wurde auf dem Kampfbelag gesehen, aber von diesem Augenblick an war der Mann vollkommen verschwollen. Eine ganz räthselhafte und traurige Geschichte hat Vincosfahre zum Schauplatz. Dort feierte ein gewisser Herr Griffin seine Hochzeit. Die Trauung war vollzogen; das junge Paar und seine Gäste saßen gemüthlich zu Hause zusammen, als ein Dienstmädchen eintrat und meldete, ein Herr stehe unten und wüßte die Herrn Griffin in einer besonderen Angelegenheit zu sprechen. Der junge Gemann bat, ihn für ein paar Augenblicke zu entschuldigen, und verließ das Zimmer. Stunden verstrichen, ohne daß er wiederkehrte. Die Gesellschaft wurde in höchstem Maße unruhig und Nachforschungen wurden angestellt. Die Dienerschaft hatte Griffin mit dem Unbekannten in den Garten gehen, aber nicht mehr zurückkehren sehen. Der Garten war von einer hohen Ziegelmauer umschlossen, die keinen Ausgang hatte. Keine Spur von dem Vermissten oder seinem Schicksal war an der Mauer oder im Garten zu entdecken. Die unter so merkwürdigen Umständen verheiratete Frau lebte nachher noch viele Jahre und gab sich die allergößte Mühe, Spuren von dem Verlorenen zu entdecken — doch ganz vergeblich.

Viele Opfer schludt die Niesenstadt London, ohne daß man ihren Verbleib irgendwie erklären könnte. Vor etwa 15 Jahren reiste ein Oberst nach London. Auf einer Zwischenstation stieg eine junge Dame in das Coupe, die von einer lustigen Gesellschaft, offenbar aus den guten Ständen, zur Bahn begleitet wurde. Die beiden Reisenden gerieten in ein Gespräch, und es ergab sich, daß die junge Dame zu ihrer ersten Saison nach London reifte. Sie war voll der heitersten, glücklichen Erwartung. Am Bahnhof in London stiegen die beiden aus, die junge Dame erklärte, daß sie erwartet würde, und der Oberst rief nach einer Droschke. Im Begriff abzufahren, sah er die Dame noch immer wartend auf dem Bahnsteige stehen, und es drängte ihn, ihr seine Hilfe anzubieten; aber um nicht zudringlich zu erscheinen, ließ er es sein. In der Nacht aber wurde er durch einen Traum erschreckt, der ihm dieselbe Dame hilfeleidend zeigte. Er erkundigte sich nach ihr in der Familie, wo sie nach ihrer Angabe wohnen sollte. Sie war nicht angekommen. Ihre Freunde hatten den richtigen Zug verfehlt. Nun wurde geforscht und telegraphirt. Defektives wurden in Dienst genommen, aber bis auf den heutigen Tag ist die Unglückliche verschwollen geblieben.

Sehr zahlreich sind die Fälle, in denen Personen freiwillig oder durch Zwang auf lange Zeit hinaus verschwinden, dann aber in oft überraschender Weise endlich wieder zum Vorschein kommen. So verschwand J. B. der Sohn des englischen Premierministers Lord Aberden mitten aus einem Leben des Reichthums und Ansehens, um als gewöhnlicher Seemann aufs Meer zu gehen. Er starb durch einen Fall vom Raibe, und seine Persönlichkeit konnte aus seiner Dintertlassenschaft festgestellt werden. In einem Hotel der Penfange wurde einmal ein junger Kellner in die Wäuderei nebenan geschickt, um ein Brötchen zu besorgen. Er kam nicht wieder. Nach 20 Jahren betrat ein Mann das Hotel, ging schnurstracks zur Eigenthümerin und legte ein Brötchen vor sie auf den Tisch. „Ich bin ein bißchen lange fortgewesen, Madame, aber es war nicht meine Schuld!“ Er war unterwegs überwältigt, weggeschleppt und an Bord eines Schiffes gebracht worden; und alles das so schnell und still, daß er durchaus kein Lebenszeichen von sich geben oder sich retten konnte. Den Humor auf diesem Gebiete vertreten jene Schuldner, die an das Ufer reisender Flüsse oder am Gestade des Meeres oder an steile Felsklippen ihren Rod und ihren Hut niederlegen und sich dann spurlos aus dem Staube machen, in der Hoffnung, daß ihre Gläubiger an ihren Selbstmord glauben werden. Einem von

diesen schlauen Thebanern gelang sein Trick so gut, daß die Versicherungs-gesellschaft seiner „Wittve“ sogar die Lebensversicherung auszahlte, bis den ertrunkenen Mann ein Agent der Gesellschaft viele Jahre nachher auf einer Straße in London spazieren gehen sah und ihn der Polizei überlieferte.

Die Ziege im dritten Stod.

Angeichts der Anforderungen, die die neuzeitliche Hygiene an die Milchversorgung stellt und die schweren Sorgen, die diese den Verwaltungen amerikanischer und nordeuropäischer Großstädte bereitet, lohnt es sich wohl einmal einen Blick zu werfen auf die vielkunderjährigen Einrichtungen Palermos, der zweitgrößten Stadt des Südens, in der Art der Milchversorgung, die wohl auch für die etwas fernere Zukunft erhalten bleiben dürften. In den frühesten Morgenstunden ergießen sich ganze Herden von Kühen und riesige Schaaren von Ziegen in die Straßen der Stadt. Brüllend und medernd trotten die Thiere schwerfällig einher, denn die strogenden Euter machen ihnen diese allmorgentliche Promenade stets recht unbehaglich. Aber ihre Last wird beständig leichter, denn die Gloden der Kühe und das Schreien der Hirten loden die Rundschaft vor alle Thüren; Haus für Haus stehen die Käufer mit Töpfen und Schüsseln, die Hirten machen mit einem ihrer Thiere Halt — je nachdem ob Kuhmilch oder Ziegenmilch verlangt wird — und die dentbar schmutzigen Hände melken aus den ebenso unsauberen Eutern die gemüthliche Menge sofort in die Gefäße. Aber viel Milchlieferanten liefern auch in Palermo „frei ins Haus“. Nicht, daß sie die Milch in Kannen oder Flaschen schön verschlossen und etikettirt den Kunden überreichen, nein, sie bringen den lebendigen Produzenten gleich mit zur Stelle. Mit den Kühen läßt sich das allerdings nicht machen, denn diese haben eine anscheinend unbezwingliche Abneigung gegen das Treppensteinen, aber dafür sind zahllose Ziegen in Palermo täglich Gäste auch in den obersten Stockwerken der Häuser. Bedächtig, aber sicher klimmt die an ihrem Milchvorrath schwer tragende Ziege die Stufen hinauf, prompt bleibt sie vor der gewohnten Entree thür stehen, läßt medernd von ihrer Anwesenheit Kenntniss und läßt sich gern von ihrer Last befreien. Mehrere Stunden lang beherrscht dieses landwirtschaftliche Bild die Straßen und Häuser Palermos, bis endlich alle Kunden befriedigt sind. Dann dentt man auch der Kühen, die in Mengen den Kühen folgen, man nimmt den hungrigen, spindebürdigen Thierchen, die seit dem Abend vorher keinen Tropfen zu kosten bekommen haben, den Maulkorb ab und läßt sie probieren, ob sie in den Eutern der Kuhmama noch etwas finden. Bis dahin latte man sie durch Verbinden des Mauls gehindert, etwas von der Milch zu erhalten, und die Stockschläge hegeln nur so auf die armen Käbchen nieder, wenn sie täglich mühsend, ihre maulkorbbeehrten Köpfe immer wieder dem Euter der Kuh zu nähern suchen. Denn Milch ist ein kostbarer Saft in der Großstadt Palermo mit ihren 300,000 Einwohnern, und in Sizilien überhaupt, wo der Mavismus der Scholle so mächtig ist, daß die immer wieder importirten letzten Schweizer Rinderrassen schon nach wenigen Generationen zu Büffeln mit Niesenhörnern und knochigen, milcharmen, mageren Weibern werden, wie man sie auf Jahrtausende alten, bildlichen Darstellungen sieht. Das Land hält Mensch und Thier im Banne der Vorzeit.

Der „Blinde“. Ein scherzhaftes Erlebnis erzählt der „Figaro“ aus einer südlischen Stadt Frankreichs. Hier gab eine Wandtruppe das beliebte Spektakelstück „Die beiden Blinden“, hatte aber das Pech, daß einer der beiden Hauptdarsteller kurz vor der zweiten Auf-führung des Schauspielers erkrankte. Der Direktor wollte rasch ein anderes Stück ansetzen, aber das Publikum verlangte hümmisch „Die beiden Blinden.“

„Aber ich habe nur einen Blinden — der zweite Blinde ist trant!“, erklärte der Impresario veraweffelt. „Laut nichts, soll ein anderer die Rolle lesen“, decretirte das Parlett. Und so geschah's. Während der eine der Blinden nach Vorschrift mit geschlossenen Augen tastete, wachte und seufzte, las der andere Blinde seinen Part vor, ohne daß die Illusion der Zuschauer gestört wurde. Für ihre Phantasie war der Mann eben blind — auch wenn er die Sätze mühsam aus dem geschriebenen Heft ablas. Und da spricht man noch von der Wirklichkeitsfernhucht des modernen Theaterpublikums!

Des Lehrers Rache. Das Schweizer Evangelische Schulblatt erzählt folgendes hüßige Geschichtchen: Die Gemeinde Unterlunk hat mit 100 gegen 97 Stimmen eine Besoldungserhöhung der Primarlehrer von 1600 auf 1700 Franken abgelehnt. Ein hundertreicher Vater hatte in der Gemeindeversammlung gegen die Besoldungserhöhung des im Dienste erkrankten Lehrers gepollert und sprach ihm nachher die Befürchtung aus, er werde sich nun wohl an seinen Kindern dafür rächen. „Nei, mi quete Ma“, erwiderte der Lehrer, „mi Rache ich di; ich mache, daß dini Chinder gschyder wärde, als du bisch!“



Vorsicht! „Zwei Stunden lang hat mir der Lump da drüben zug'schaut, wie ich 's Holz klein mach' — und jetzt, wo ich fertig bin, kommt er her und belst.“

Sarte Andeutung. „Wir soll'n unserm Bürgermeister schonen beibringen, daß wir ihn 's nächstemal nimmer wählen. Wie mach'n wir nur das?“ „S' mein', wir werfen ihm d' Fenster ein!“

Ein ehrlicher Freier. „Sie können aber doch mit Ihrem Gehalt keine Familie erhalten?“ „Deshalb ist auch meine Wahl auf Ihre Tochter gefallen, Herr Kommerzrath.“

Sehr wahrheitsfink. Fremder: „Wer ist denn der Herr, der da am Stammtisch so furchtbar lügt?“ Wirth: „Das ist der pensionirte Oberförster.“ Fremder: „Donnerwetter! muß der erst gelogen haben, wie er noch aktiv war!“

Die junge Hausfrau. „Aber Köchin, wieder ist die Suppe so heiß gekocht, daß man sich den Mund verbrannt!... Wie oft muß ich es Ihnen denn noch sagen, Sie sollen mit dem Holz noch sparen!“

Wörtlich. Die Huberbäuerin will ihrem Sohne, der beim Militär dient, ein Fäßchen Wein schicken; sie trägt es auf die Post und fraat dort den Beamten, was sie noch draufschreiben soll, damit es ihr Sohn recht schnell bekommt. — Der Beamte meint lächelnd: „Schreiben Sie nur halt darauf: Dringlich!“ — Die Huberbäuerin befolgt diesen Rath, nur hat sie eine etwas eigene Orthographie, und so seht sie halt darauf: Tringlich; was ja auch richtig war.

Abgemint. Schornsteinfeger: „Du, Emma, id liebe dir, wir müssen heute endlich mal in's Reine kommen.“ Köchin: „Da is die Wasserleitung und hier liegt Seife, nu komm' man erst mit Dir in's Reine!“

Aus der Schule. Lehrer: „Was erhebt den Menschen über das Thier?“ Schüler (nach einigem Besinnen, freudig): „Der Luftballon, Herr Lehrer!“

Mangelhafte Einrichtung. Freundin: „Wie, du kannst deinem Mann nicht einmal einen Knopf an-nähen?“ Junge Frau: „Ach, ich könnte schon, aber wir haben ja gar keine Nähmaschine!“

Ein galanter Anstellungler. Geschäftsführer (der zum Geburts-tag der ältesten Tochter seines Chefs eingeladen ist und das Hoch Namens der Angestellten auszubringen hat): „Wir haben heute doppelten Grund vergnügt zu sein, denn wir feiern heut das Fest der doppelten Wiederkehr des zwanzigsten Geburtstages der Tochter unseres verehrten Herrn Prinzipals! Sie lebt hoch, hoch, hoch!“

Sein Trost. Frau (zum Gatten): „Ach, unsere Ella, die bleibt heuer in derselben Klasse sitzen!“ Gatte: „Na, das ist ein Glück, sonst müßten wir ja wieder eine Menge neue Schulbücher kaufen!“

Gut gegeben. Fremder: „Wissen Sie, Herr Wirth, so ein trauriges Cafe, wie das Ihrige hier, hab' ich mein Lebtag nicht gesehen; hier laufen ja die Leute 'rum wie Zbioten.“ Wirth: „Freilich, dafür haben wir aber auch jetzt gerade Fremdenzision!“

